

des Seienden, wodurch meine *Wahl* nicht nur herausgefordert ist, sondern ich grundsätzlich diese Wahl oder Entscheidung bin (106 ff.).

Das Buch zelebriert also keine billige Zuhause-Nostalgie gegen die überall in der (Post-)Moderne aufklingende Ortlosigkeit des Menschen. Es ergreift dabei durchaus das „Nichts“ des Orts als das Nicht-Faktische, um sich von hierher den Anfang aller Erfahrung und allen Tuns im spezifisch menschlich bzw. personal-liebenden Sinne „zuspielen“ oder „geben“ zu lassen (139 f.). Damit ist eben nicht nur ein Grundthema der Phänomenologie methodologisch überhaupt angesprochen, wie nämlich „etwas“ im Erscheinen zum Sein kommt, sondern existentiell wird auf diese Weise der Mensch als „Vagabundierender“ und „Wohingehörender“ *zugleich* gesehen (131 ff.). Diese Zugehörigkeit ist keinem Glaubenscredo irgendwelcher Art verpflichtet, sowenig wie das Vagabundieren Flucht ist. Es ist die lebensgeschichtliche Kunst des Lassens-könnens, so wie die Schöpfung eines Kunstwerks weitgehend im Weglassen von überflüssigem Beiwerk besteht. – Diese Ebene des Buchs läßt sich mithin auch als die relevant, therapeutische“ ansprechen, auch wenn sie von der Autorin nicht direkt intendiert ist, da sie mehr einem behutsam be-sinnlichen Denkstil verpflichtet ist. Denn wenn der Ort „der Schutz für das Hiersein“ i. S. der unendlichen Weltvielfalten oder Möglichkeiten ist (96), die im *Ortswechsel* ergriffen werden können, ohne *je den* Ort selbst zu verlassen, so ist der Ort, da er eben ein *anderer* wird, ohne in sich zu vergehen, Einladung, an „Bleibendem“ nicht festzuhalten (36). Die „Seele“ weiß dies immer schon, weil sie in ihrer Sehnsucht stets fühlt, was für sie „Irre und Fremde“ ist und daher zu verlassen ist (131). Hierbei gelingt der Autorin eine heilsame Relativierung der Mittel-Zweck (Sinn)–Beziehung gegenüber der traditionellen Hypostasierung von Zwecken (z. B. bei Kant), um aufzuweisen, daß Zwecke sich gerade in ihrer Mittel-Funktion verwirklichen (39 ff.).

Daß durch diese notwendige Korrektur angesichts ontologisch-moralischer Totalisierung sich allerdings auch grundsätzliche Fragen hinsichtlich der phänomenologischen Vorentscheidungen bei der Autorin auftun, kann für die Diskussion nur fruchtbar sein: Bleibt auch der Leib nur in einer instrumentalen Relation zu sehen (33 ff.), oder besitzt er eine mit keinem „Mittel“ zu verwechselnde ursprüngliche Lebendigkeit? Ist durch den Primat des Orts unser Sein durch die Gabe der „Andersheit“ zunächst bestimmt (36 ff., 68 ff.) oder durch die innere Selbstgabe des Lebens? Letzteres würde heißen, daß vor jedem Ort, den ich auf-suchen kann, da er mir entgegenkommt, *ich selbst als Leben mein absoluter Ort bin*, und zwar vor aller äußeren „Lebens“-Geschichte, die – wie Otto im oben angedeuteten Sinne ergänzt – immer auch „Liebesgeschichte“ der Bevorzungen ist (vgl. hierzu ausführlich: R. Kühn, *Leiblichkeit als Lebendigkeit*. Alber, Freiburg/München 1992). – Denn nur durch eine solche, absolut subjektiv-lebendige Situiertheit in meinem mich unverwechselbar affizierenden Leben können alle Orte jene lebensstiftende Farbigkeit und Resonanz erhalten, die ihre Anziehungs-Kraft ausmacht. Kein Ort besitzt, was wir ihm nicht in unserem fleischlichen Fühlen verleihen würden: seine Enge oder Weite, seine tödliche oder erquickende Atmosphäre, unser Hin-gehen und Darin-ruhen wie auch Wieder-verlassen-müssen, weil das Leben in seinem Wesen selbst Bewegung ist. Dennoch möchten wir dieses Buch u. a. jedem empfehlen, der „Heimat“ ersehnt und sich durch die 38 kleinen Kapitel, in einer sprachlich schönen Form, den Weg zu einer möglichen Weise von Ver-ortung aufzeigen läßt.

R. KÜHN

LÜBBE, HERMANN, *Die Aufdringlichkeit der Geschichte*. Herausforderungen der Moderne vom Historismus bis zum Nationalsozialismus. Graz-Wien-Köln: Styria 1989. 360 S.

Zwanzig Artikel, etwa aus fünfzehn Jahren vorhergehender (und nach wie vor) reger Publikationstätigkeit, legt der Züricher Philosoph mit seinem Aufsatzband vor. Wie er im Vorwort schreibt, handelt es sich um eine Sammlung von Materialanalysen, die seine Monographien flankieren, aber deren Rahmen sprengten (8). Analoges wäre auch hier der Fall, beschränkten wir uns nicht darauf, eine Auswahl zu besprechen.

Im ersten Aufsatz erklärt der Emeritus den Museumsboom aus der Dynamik unserer

Zivilisation: „Durch die progressive Musealisierung kompensieren wir die belastenden Erfahrungen eines änderungstempobedingten Vertrauensschwundes“ (29) („Der Fortschritt und das Museum“ 13–29; zum Pionier dieser Entwicklung s. den Artikel über W. von Humboldt, 187–206). Museumsreife geht allerdings mit Verlust der Zukunftsfähigkeit einher, sofern sie Symptom der Nutzlosigkeit ist: Herkunftskultur hat nur solange Zukunft wie Funktion – eine Einsicht, die der Regionalismus verkörpert, (17, 40) den L. im nächsten Aufsatz behandelt: „Die große und die kleine Welt. Regionalismus als europäische Bewegung“ (30–45) – europäisch nicht durch gemeinsames Verschiedensein („eine etwas fade Dialektik“), sondern durch regionales Vorhandensein je europäischer Geschichten (39 f.). „Historisierung und Ästhetisierung. Über Unverbindlichkeiten im Fortschritt“ (46–63): Gemeint ist, daß durch die Verkürzung der temporalen Distanz zwischen alt und neu in der Kunst sich auch die Geltungsfristen des Dominanten verringern, es also schneller veraltet. Dadurch schwindet Konstanz und schrumpft Gegenwart (47 ff.). Anders als eklektisch-ästhetisch ist diese permanente historische Gebrochenheit des Vorhandenen nicht zu verarbeiten (57, 63). „Die Einheit von Naturgeschichte und Kulturgeschichte“ (64–80) – gemeint ist die sachbereichsunabhängige Strukturidentität“ (66) von Natur- und Geisteswissenschaften – wird gegen die Unterscheidungen Diltheys (Erklären/Verstehen), Windelbands (nomothetisch/idiographisch) und Droysens (quasi Geschichte/im eminenten Sinn Geschichte) abgegrenzt. „Begriffsgeschichte als dialektischer Prozeß“ (81–87) zeigt am Beispiel des Kantschen Dialektikbegriffes „Antagonismus“ die Wechselwirkung von Realität und Begriff als aufklärerisch. In „Die Politik, die Wahrheit und die Moral“ (88–104) stellt der Autor dem Zusammenhang von Moralismus und Totalitarismus (91–95) (ausführlicher in: Politischer Moralismus. Berlin 1987) eine „Apologie des politischen, kulturellen und moralischen Lebenssinns“ (101) der „Eigenschaften liberaler Demokratie“ (95 ff.) gegenüber. – Die zweite Abteilung behandelt zunächst den Deutschen Idealismus als aufklärerische Kulturpolitik im Preußen des 19. Jahrhunderts (163–179). Der späte Heine wird als aufgeklärt Frommer im Lübbeschen Sinn präsentiert (schleiermacherisch vgl. 179 f. u. Religion nach der Aufklärung, Graz-Wien-Köln 1986). Cassirers letztes Werk (Vom Mythos des Staates. Zürich 1949) mit der Absicht, „den deutschen Nationalsozialismus zu begreifen“ (278), sei (so 274–285) motiviert von Warnung „vor der Gefahr der Besetzung eines Feldes mit Theorien, die den Ansprüchen eines anspruchsvollen Theoriebegriffs nicht genügen“ (285, ebd.: „Die modernen politischen Mythen wissen zuviel.“) – und demzufolge „vor dem naiven Vertrauen in die Stabilität rationaler politischer Orientierungen überhaupt“ (282). Es folgen weitere Relectures: Spengler (286–308) als politischer Bewußtseinsstimulant – Stichwort „Stahlbad“ (289) –, Carl Schmitt (308–323) als Liberaler – Stichwort „Links-Schmittianismus“ (313; so schon in SchwM 55 [1976] und Schelsky (323–333) als Gehlen-Kritiker – Funktionalisierung der Reflexionskultur durch Institutionalisierung (326 ff.). „Der Nationalsozialismus im Bewußtsein der deutschen Gegenwart“ (334–350) beschließt den Band u. a. mit der These, die Steigerung der Intensität unserer sog. Vergangenheitsbewältigung habe jene Jahre des Schweigens zur Voraussetzung, die es der mitgelaufenen Mehrheit erst ermöglicht habe, sich in den neuen Staat zu integrieren (339 ff.).

L. legt damit einen ausgesprochenen materialreichen Band mit einer Fülle interessanter Analysen verschiedenster Disziplinen vor (u. a. einen langen Fontane-Aufsatz, 220–256). Natürlich wird, wer seine Vorentscheidungen (Stichworte: Neopositivismus, Neokonservatismus, Funktionalismus) nicht teilt, genügend Reibungsfläche finden. Aber der Autor bleibt frei von billigem Parteigängertum, etwa wenn er den Regionalismus warnt vor Selbstbornierung in homogener Raumbezogenheit, die humane Verpflichtung unterstreicht, die aus dem Raumvorteil erwächst, oder ihn dem Nationalstaat entgegenstellt (44 f.). Freilich sieht er die Kompensation des abnehmenden Grenznutzens unserer Zivilisation (welchen er seit Mitte der siebziger Jahre konstatiert) in der finanziellen Ermöglichung der Erhaltungskultur (25, 42); aber in seiner Moral-Totalitarismus-These, die er wie schon oft Horkheimers „instrumenteller Vernunft“ entgegenstellt, klingen Differenzierungen an, die man früher vermisse (etwa in Religion nach der Aufklärung 276 ff.): Opportunismus als Ausgangsbasis und Reali-

tätsverlust durch normative Macht des Faktischen (95). Problematisch bleibt das common-sense-Vertrauen des Autors, zu einfach klingt die Erklärung für den öffentlichen Schwund des Vertrauens in sein Surrogat, die Fachleute (moralisierend politisch geworden 102 f.). Etwas befremdlich (wie bezeichnenderweise schon bzgl. ‚Sinn‘ und ‚Theodizee‘ vgl. Religion nach der Aufklärung 178 ff., 195 ff.) wirken die Argumentationen zur ‚Erklären(s)/Verstehen(s)-Problematik‘: L. kritisiert klassische Positionen und Diskurse (die *jüngeren*, z. B. von Wright und Apel, erwähnt er gar nicht) ungeniert aus der Perspektive seines (ganz anderen) Paradigmas. Dabei bedient er sich einer Begriffskritik vermittels salopper Hinweise auf die Alltagssprache (wiewohl es um Fachterme geht!) und gewisse Überschneidungsfälle (wer würde die leugnen!). Zudem suggeriert seine Intention, Wissenschaftsseparation ließe sich nur durch Verzicht auf Methodendifferenzierung vermeiden. *Die Dialektik der Begriffsgeschichte der ‚Dialektik‘* hingegen ist ein wahres Kleinod philosophischer Kurzprosa! – Auch sonst: Wer die partielle Leseanstrengung (durch seminardeutsche Wortverkettungen hindurch) nicht scheut, profitiert von der ausgreifenden und hochgeschätzten Arbeit eines sensiblen Kulturdiagnostikers ersten Ranges.

M. WIDMANN

LÜBBE, HERMANN, *Im Zug der Zeit*. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart. Berlin usw.: Springer 1992. 411 S.

Generalthema dieses Buches ist die temporale Verfassung unserer gegenwärtigen Kultur. Verf. geht seinen Gegenstand in einer systemtheoretischen Perspektive an: Temporalität ist eine wesentliche Dimension jedes Lebendigen, und so auch unserer Gesellschaft und Kultur. Alle Systeme haben eine Geschichte, eine Entwicklung. Diese Entwicklung verläuft nicht nur nach einer gewissen inneren Logik, sondern zugleich unter vielen (bzgl. dieser „Logik“) kontingenten Bedingungen: sie ist also nicht gesetzmäßig und deshalb auch nicht prognostizierbar. Zentral für diese Entwicklung ist die Weitergabe und Transformation von Information von Lebewesen der einen Generation auf solche der folgenden Generation. Sie erfolgt auf zwei grundsätzlich verschiedenen Wegen: im Bereich der bloßen Natur auf genetische Weise; im Bereich der Kultur durch symbolisch-sprachliche Interaktion. Für kulturelle Prozesse scheint generell das Gesetz zu gelten, daß sich ihre Geschwindigkeit beschleunigt. Der Prozeß der Zivilisation im ganzen verläuft aber nicht „laminar“: es gibt Ungleichzeitigkeiten, verschiedene Geschwindigkeiten (und daher „Wirbelbildungen“ und „Kehrwasser“). Der Druck der Veränderung bringt Gegenbewegungen hervor, die z. T. die Funktion der Kompensation für die Nachteile haben, die mit den Veränderungen des zivilisatorischen mainstream verknüpft sind. Diesen Hauptstrom, der die Lebensbedingungen am tiefsten verändert, sieht L. wohl im Fortschritt der Technik. Daß zwischen der so verstandenen Zivilisationsdynamik und den kulturell sich äußernden Kontinuitätsinteressen ein Komplementärzusammenhang besteht, ist eine zentrale These des Buches.

Ausgehend von der Annahme, daß sich die Transformationsgeschwindigkeit der materiellen Basis unserer Zivilisation mehr und mehr beschleunige, werden zwei Bündel von Sachverhalten analysiert: in deskriptiver Absicht die daraus sich ergebenden Veränderungen der temporalen Verhältnisse (Einstellungen zur Vergangenheit und Zukunft) und zugleich, in ideologie-kritischer Absicht, bestimmte kulturkritische Versuche, Alternativen zur Kultur der industriellen Gesellschaft zu fordern oder zu wünschen. Das Fazit der deskriptiven Analysen ist im Untertitel der Abhandlung gegeben: die Zeit, die wir als Gegenwart erfahren, d. h. als Zeitraum, in dem die Umgebung im wesentlichen gleich bleibt, wird immer kürzer; das Tempo der Innovation und damit das Ausmaß der Vergänglichkeit werden immer größer. L. zeigt das im einzelnen am veränderten Funktionieren (bzw. Nicht-Funktionieren) der Instanzen, die schon früher der Macht der Vergänglichkeit entgegenwirken sollten: am Beispiel des Friedhofs und des Archivs. Er zeigt es am Beispiel der Architektur und der bildenden Kunst, für welche ein Verhältnis zur Vergangenheit und Zukunft konstitutiv ist. Und er zeigt es am Beispiel der Wissenschaft und der Technik, die selbst zwar im wesentlichen präsentisch strukturiert sind, in ihrer rasanten Entwicklung aber, vermittelt durch die